

„Die Schönheit des konkreten Himmels“

Formen und Funktion von Religiosität und Geschichtlichkeit in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: *Martin Mosebach, Ralf Rothmann, Arnold Stadler*¹

von Dr. *Anton Philipp Knittel* (Heilbronn)

I. Vorbemerkung

Vor gut zwei Wochen ist in „The European“ ein längeres Interview mit Martin Walser unter dem Zitat „Wir können Gott nicht einfach abschreiben“ erschienen. Walser, der sich 2011 mit seinem Roman „Muttersohn“ – laut Kritik – wieder einmal selbst neu erfunden hat, bemerkt im Interview unter anderem:

„Hinter uns liegen nun 2000 Jahre, die von der offenen Frage nach einem Gott geprägt sind. Die völlige Beruhigung im heutigen Atheismus, also auch von Intellektuellen, halte ich geradezu für eine Vernichtung unserer Geistesgeschichte. (...) Wenn man sich hingegen als bekennender Atheist beruhigt zurücklehnen kann, dann geht dieser ganze Reichtum der Geschichte verloren. Dann hat das alles keinen Sinn und man weiß nicht, warum sich die Fugen so unendlich bewegen und zu keinem Ende finden können. Als Zeuge der Geschichte bin ich von diesen Gedanken noch erreicht worden und das bewegt mich bis heute. Ich kann die Frage nach Gott nicht abstreifen. Ich bin bewegt von den Schönheitswerken, die die Religion in die Welt gebracht hat. Dort fühle ich mich angeschlossen und kann nicht zur Tagesordnung des Atheismus übergehen, weil wir eben diese reiche Geschichte zur Transzendenz hin haben.“ (Hervorheb. AK)

Überaus kritische Reaktionen gab es darauf hauptsächlich, wenn ich es richtig sehe, im Internet. Bei bekennenden Atheisten war in den entsprechenden Blogs unter anderem von „Religiöten“ und „partieller Blödheit“ die Rede. Kritik gab es vor wenigen Tagen auch von christlicher Seite in einem anderen Fall. Es war vor allem die katholische Kirche in Gestalt des Berliner Kardinals Woelki, die gegen die Aufführung von Romeo Castelluccis „Über das Konzept des Angesichts bei Gottes Sohn“ am Hebbeltheater protestierte.

Allerdings ging die Kritik über die Feuilletons und entsprechende Kirchenkreise vermutlich nicht hinaus. Sie erreichte ebenso wenig ein breiteres Publikum wie die Reaktionen der Atheisten auf Martin Walser in den entsprechenden Blogs.

Beide Reaktionen sind, so meine These, durchaus symptomatisch für die gesellschaftliche Marginalisierung von Religion zum einen und zum anderen auch für Gegenwärtigkeit des Diskurses über Gott und Religion im Feuilleton und in der deutsch-

¹ Vortrag zur Tagung "Poetologie des deutschsprachigen Gegenwartsromans" (Leipzig 13.-15.3.2012). Der mündliche Duktus wurde beibehalten.

sprachigen Gegenwartsliteratur. Hier nämlich spielen Gottesfrage, Glauben und Religion eine nicht unbedeutende Rolle, wenn man erst einmal den Blick dafür schärft. Jedoch – und das scheint nicht weniger symptomatisch – ist dieser Diskurs über Gott und Religion in der Gegenwartsliteratur auch ein Zeichen dafür, dass die relevante fiktionale Literatur der Gegenwart in dieser Beziehung so gut wie keine breiten gesellschaftlichen Debatten geschweige denn Skandale auslöst¹. Diese werden in unseren Tagen der ‚hedonistisch-heidnischen Spaßkultur‘ eher durch Texte wie „Feuchtgebiete“ oder „Schoßgebete“ ausgelöst.

Oder, um an dieser Stelle bereits den Ich-Erzähler aus Arnold Stadlers 1999 erschienenem Roman „Ein hinreissender Schrotthändler“ zu zitieren:

„Sie [gemeint ist die Handchirurgin Gabi, A.K.] zitterte schon, daß ich (...) nun auch noch mit Gott kommen, (mit Gott anfangen würde), was ich ganz und gar nicht gemacht hätte, weil ich dies für unmöglich hielt. Aber Gabi hielt es für möglich, daß ich sie nun auch noch mit Gott quälen wollte. Aus Angst vor den Menschen, die dies alles hören konnten, beschwor sie mich, nun nicht auch noch mit Gott daherzukommen. (...) Von Ficken hätte ich sprechen können, das war nun möglich, ein gesellschaftsfähiges Wort, nicht aber von Gott.“ (Schrotthändler, S. 36)²

Der literarische Diskurs über Gott und Religion verläuft also umgekehrt reziprok zu einer in unseren Breiten festzustellenden zunehmenden Abkehr der Menschen von den beiden großen christlichen Konfessionen. [die jüngst v.a. auf katholischer Seite durch die skandalösen Missbrauchsfälle verstärkt wurde] Ein religiöser Diskurs findet einerseits in der fiktionalen Literatur und andererseits verstärkt auch im Feuilleton statt. Man denke etwa an den vor exakt drei Jahren entflammenden Streit um den Hessischen Staatspreis für Kultur. Dem Streit, in dem sich die Theologen nicht gerade auf literarischer höchster Ebene bewegten, ging eine Bildbeschreibung von Guido Renis „Kreuzigung“ durch den Islamwissenschaftler und Schriftsteller Navid Kermani in der „Neuen Züricher Zeitung“ voraus. Dabei war Kermani seinerseits „nur“ Ersatzmann für den Türken Fuat Sezgin, der vom jüdischen Preisträger Salomon Korn ob seiner Israelkritik abgelehnt wurde. Kermanis Skandalisierung des Kreuzes, die es im Übrigen auch schon in der paulinischen Theologie gibt und die m.E. von theologischer Seite theologisch gelesen und nicht literarisch verstanden wurde, wurde selbst zum Stein des Anstoßes. Denn der evangelische Spitzenfunktionär Peter Steinacker und der katholische Kardinal Karl Lehmann weigerten sich zunächst, den Preis zusammen mit Kermani anzunehmen. Das Feuilleton hatte seinen Skandal. Einge-

schaltet in die Debatte zugunsten Kermanis hatte sich unter anderem auch der Schriftsteller Martin Mosebach.

Vielleicht also, weil das Wort Gott zunehmend seine ‚Gesellschaftsfähigkeit‘ verliert, finden Debatten um Glauben und Religion oft – wie zu zeigen sein wird – in der gegenwärtigen Literatur und im Feuilleton statt. So bemerkte Ende vergangenen Jahres die EKD-Kulturbeauftragte und Pastorin Petra Bahr in „Christ & Welt – Wochenzeitschrift für Glaube, Geist und Gesellschaft“ süffisant-polemisch mit Blick auf Matthias Matusseks „Das katholische Abenteuer. Eine Provokation“:

„Das Feuilleton liebt seine Ministranten. Vorbei die Zeit, in der die religiöse Kindheit verschwiegen wurde. Eine Konfession zu haben ist nicht mehr peinlich. Nina Hagen und Nina Ruge, Peter Frey und Thomas Gottschalk, sogar die Gralshüter der Hochkultur wie der Romancier Martin Mosebach bekennen sich“.

Solcherart offene und direkte „Bekennnisse“, Confessionen, wie die des als ‚Gralshüter der Hochkonjunktur‘ verspotteten Mosebach erfolgen jedoch allermeist in nicht-fiktionalen Texten, in Interviews oder in essayistischer Form.

Doch auch in der fiktionalen Literatur sind die Themenkreise „Glaube, Religion und Gottesfrage“ spätestens seit den 90-er Jahren vermehrt präsent, wie unter anderem der Augsburger Religionspädagoge Georg Langenhorst in seiner materialreichen Studie „„Ich gönne mir das Wort Gott‘, Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur“ eindrucksvoll gezeigt hat.

Es sind vor allem Schriftsteller der mittleren Generation wie die bereits erwähnten Martin Mosebach und Arnold Stadler oder Ralf Rothmann, die in ihren Werken Kunst und Transzendenz, Ästhetik und Ethik auf je eigene Weise neu eingeführen. Ob sie als „Schöngest der Gegenauflärung“ kritisiert werden wie Mosebach oder ob eine vermeintliche „üble Anwanzerei“ an Gott konstatiert wird, wie jüngst in Stadlers Werk: Immer wieder sind es religiöse Themen und Motive, die anspruchsvolle Texte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur strukturieren. Ihre Verfasser stehen dabei stellvertretend für eine Vielzahl weiterer Autorinnen und Autoren, die Dimensionen der Transzendenz und der Geschichtlichkeit ausloten. Dabei feiern ihre Figuren häufig „Hochfeste der Erinnerung“ (HSL, S. 47) und erleiden zugleich „Lektionen der Vergänglichkeit“ (HSL, S. 50)³, indem sie „die Schönheit des konkreten Himmels, als ob er ein Gedicht wäre“, umschreiben und um-schreiben.

Entsprechend lautet der Titel meines Vortrags „Die Schönheit des konkreten Himmels“. Er stammt aus Arnold Stadlers wunderbarem Kinderbuch „Träumen vom Fliegen“, das er zusammen mit dem Fotografen Jan von Holleben vorgelegt hat (2008)⁴, und das eigentlich ein Erwachsenenbuch ist.

Nach diesen Vorbemerkungen möchte ich mich in den nächsten drei Abschnitten den Werken Arnold Stadlers, Ralf Rothmanns und – knapp – Martin Mosebachs⁵ widmen. Sie mögen als Beispiele für den je eigenen Umgang mit Gott und Religion in der zeitgenössischen Literatur stehen. Zugleich sollen sie aber auch ausschnitthaft ein Ganzes sichtbaren machen – eingedenk der Tatsache, dass hier gilt: „Die Wahrheit ist symphonisch“, um einen Buchtitel des Theologen Hans Urs von Balthasar zu zitieren.

II. Arnold Stadlers „literarische Theologie“⁶

„Imagine there’s no heaven, above us only sky“, lautet die erste Zeile von John Lennons berühmtem Song „Imagine“⁷. Auf diese Vorstellung als Subtext reagiert Arnold Stadler in seinem Werk wiederholt, vor allem in seinem Kinderbuch „Träumen vom Fliegen“. „Der Anblick des Sky“, so Stadler,

„löst manchmal eine gewaltige Sehnsucht nach Heaven aus. Ja, ich glaube sogar, dass ohne Heaven der Sky nicht viel wert wäre, nichts als ein blaues oder schwarzes Loch, das den Betrachter in Angst und Panik versetzen würde, in einen Horror Vacui. Vielleicht gibt es jenen zweiten, ersten Himmel nicht. Aber es ist eine Tatsache, dass der Mensch Sehnsucht hat nach einem solchen Himmel. (...) Sky ist mehr Luft und Lufthansa, das Oberflächliche und Leichte.“ (ohne Seitenzahl)

Und ein paar Zeilen weiter, folgt eine Umschreibung dessen, wofür heaven steht:

„Heaven ist Sehnsucht – Hoffnung minus Erfahrung“. (...) Heaven erinnert an himmlisch, aber auch an heavy, an schwer und groß. An das Ewige, das immer ist und nie. Der Himmel als das Ewige: das örtlich und zeitlich ganz andere. Das Gegenteil von hier.“ [Hervorh. von mir; A.K.]

Arnold Stadler, Träger des Büchner-Preises 1999 und einiger anderer renommierter Preise, promovierter Literaturwissenschaftler, theologischer Ehrendoktor der FU, 1954 im Heideggerschen Meßkirch geboren, führt – diese wenigen Zitate mögen es bereits deutlich gemacht haben – Religion und Literatur eng zusammen. Ja, an manchen Stellen erscheint sogar des Autors „Schreiben als Fortsetzung der Theologie mit anderen Mitteln“⁸, zumal der studierte Theologe und versierte 'Psalmübertrager' die biblischen Prätexte, in denen sich der Mensch präsentiert als „ein diffuses Wesen zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen“⁹, nur allzu gut kennt.¹⁰ Hermann

Weber spricht bei Stadlers Œuvre gar von einer „literarischen Theologie“ und Ina Hartwig bezeichnete ihn in der „Frankfurter Rundschau“ als „den wohl radikalsten Gläubigen unter den deutschsprachigen Schriftstellern der Gegenwart.“¹¹ Dabei führt er in den meisten seiner Werke Komik und Transzendenz auf seine Weise eng. Als „Signatur des Transzendenten“, um einen Begriff des amerikanischen Religionssoziologen Peter L. Berger zu verwenden, ist Stadlersche Komik jedoch kein Ver-lachen, sondern sie hat in der Regel mit all seinen literarischen Minusmännern, mit seinen Witz- und Schießbudenfiguren Erbarmen, indem sie sie in ihren Schmerzen, in ihrer menschlichen Tragik und Erlösungsbedürftigkeit zeigt. Es ist bei Stadler jenes „Erbarmen mit dem Seziermesser“, das er in seiner Büchner-Preis-Rede für den Dramaturgen in Anschlag gebracht hatte.

Komik und Schmerz, Trauer und Hoffnung, Glaube und Sehnsucht sind demnach in Stadlers Texten untrennbar verbunden. Es ist jedoch eine Komik, die die Inkongruenz des Alltags zeigt, die die „coincidentia oppositorum“ – wie Stadler dies im Nachwort zu Jean Genets *Tagebuch des Diebes* deutlich macht (Genet, S. 309) – durch Lakonie, Pointen, ja auch Kalauern, sprachlich vor Augen führt.

So korrespondiert etwa des viehhandelnden Heidegger-Vetters „Saumantel“ (Ich, S. 63), aus dem der kleine Protagonist aus *Ich war einmal* eines Tages ein Autogramm des eher kirchenfernen Philosophen erhält, mit dem „Rauchmantel“ (Ich, S. 64) des Pfarrers Haselmeier. Sehnt sich der Junge nach einer „Madonnenerscheinung“ (Ich, S. 71), so wird wiederum Haselmeiers Marienerscheinung vom Vatikan erst gar nicht anerkannt. Komisch erscheint auch Haselmeiers Gepränge. Denn der Pfarrer, der das Jahr über die Armen „selig“ sprach (vgl. Ich, S. 82), ärgert sich jedes Jahr bei den Flurprozessionen über Fone, weil dieser, obwohl er zu klein ist, den Baldachin, den Himmel, tragen will. Doch als Himmelsträger stört Fone in den Augen des Pfarrers die Harmonie des Himmels: Denn

„der *Himmel* war dennoch nicht gleichmäßig *oben*, wo er hingehörte. Es war ein *Himmel* mit Runzeln. Kein *Himmel*. Ich ging jahrelang hinter dem *Himmel* her.“ (Ich, S. 67)

Haselmeier und mit ihm andere wie Franz Sales Obernosterer in *Mein Hund, meine Sau, mein Leben* haben offensichtlich nicht 'das neutestamentliche Modell des Kleinen und Geringen' (vgl. Genet, S. 313) verinnerlicht. Kein Wunder (?), sind sie doch

nur auf „kumpelhaft[e]“ (Sehnsucht, S. 71) Weise mit Gott per Du, nicht jedoch mit den Gläubigen an einer ziemlich „ebenerdigen“ Himmelfahrtsmesse:

„Die Beziehung des Priesters zu seinem Gott war inzwischen ganz vertraulich geworden, ganz intim, wie am Tresen, ganz gewöhnlich, so redete er dahin. Nur schien er nicht mehr so recht zu wissen, was er mit der Message des Tages (Gehet hin in alle Welt und tauft) eigentlich anfangen sollte. Das brachte die Funktionäre in einen Erklärungsnotstand. Das galt nun als Fundamentalismus. Der Priester bat uns auch, wir sollten nicht so laut singen, gleich nach dem CHRISTUS IST ERSTANDEN. Denn es könnte sein, daß Nachbarn noch schliefen oder Andersgläubige und Ungläubige dies hörten; und wir wollten sie in ihrem Glauben doch nicht verletzen. Wir waren ja in einem Neubaugebiet. Dafür waren wir nun alle mit Gott per Du. (...) Warum sollten selbst die Kirchen den Menschen die schöne Vorstellung, daß ein Mensch in den Himmel gekommen war, wegnehmen und wegerklären, als ob sie der Aufklärung (die doch den Himmel verdunkelt hat, wie die Reaktionäre – die Sehnsüchtigen unter den Reaktionären – sagen) verpflichtet waren und den neuesten Forschungsergebnissen. Aber das war doch auch nichts als Scholastik, Theologie von heute.“ (Sehnsucht, S. 71f.)

Mit einer solchen sehnsuchtsresistenten „Theologie von heute“, die Liebe und Erbarmen entkoppelt, können Stadler-Figuren jedoch nichts anfangen:

„[I]ch hielt diese Himmelfahrt nicht für unmöglicher als das Zwanzigste Jahrhundert. Ich glaubte immer noch an Dinge, die nicht sichtbar waren in dieser Welt. Wenn ich auch nicht jeden Tag glaubte, so glaubte ich doch, wenn ich glaubte. Und hoffte, daß das Unsichtbare mehr war, als das Sichtbare. Aber was mußte ich daran glauben: ich sah es ja, daß es so war.“ (Sehnsucht, S. 73)

Es ist diese unstillbare Sehnsucht, die die Figuren immer wieder zu „Schmerzensmännern“ (in der Regel sind es Männer) macht. So ist bereits der Erzähler im Debütroman *Ich war einmal* von Anfang an mit Schmerzen konfrontiert. Dabei rekonstruiert er die „Grundschule [s]einer Verluste“ (F, S. 34), ruft sie „an- und auf“¹², stellenweise litaneiartig¹³, indem er diesen Erinnerungen, seinen „Phantomschmerzen“ nachschreibt, die er umschreibt und um-schreibt¹⁴. Denn die Erinnerung setzt „eines „Schmerzensfreitags ein“. Sie „wird zum Ichfall“ (Ich, S. 11):

„Schmerzensfreitag, weil ich an einem Schmerzensfreitag, wie hier im Hochland der Freitag vor Karfreitag heißt, ohne daß ich wüßte warum, geboren wurde (...).“ (Ich, S. 7).

Anhand zahlreicher großer und kleiner Schmerzen seiner Kindheit wird der Ich-Erzähler – ähnlich wie Roland in Stadlers Roman *Komm, gehen wir* – zum Schriftsteller, zum „Chronist des Unglücks, das als Glück gedacht war“ (Komm, S. 333),

schließlich ist das „Unglück“ ja „das Kapital aller, die schreiben“ (Tag, S. 73), insofern verwundert es nicht, wenn der jüngste Protagonist vermutet, dass es „[v]ielleicht sogar leichter [ist], einen Liebesroman zu schreiben, als zu lieben.“ (Komm, 249).

In *Mein Hund, meine Sau, mein Leben* kommt das Kind zum Schreiben, als ihm nichts ahnend eines Tages, nachdem schon Hund und Katze tot sind, der letzte Spielkamerad, das Ferkel Frederic, als Wurstsuppe vorgesetzt wird:

„Damals muß ich den Verstand verloren haben, denn unmittelbar darauf begann ich zu dichten.“ (F, S. 35)

Und so beginnt auch eine lange Reihe der Vermißten und Verlorenen. „Auf Schwackenreute folgte Meßkirch“ (HSL, S. 70) mit seinem Agnes-Miegel- und späteren „Feldweggymnasium“, den „alten Lehrerinnen, die sich schon im NS-Lehrerinnenbund gestritten hatten“ (HSL, S. 61), den Sonnwendfeiern und der reduzierten Kommandosprache des Interimsdirektors, „der schon der erste Lateinlehrer von Ernst Jünger gewesen war“ (HSL, S. 61).

Wie die Meßkircher Station mit dem Verlust des Schulfreundes „A. aus Kreenheinstetten endet“, schließt auch die römische Episode mit einer langen Liste von Verlorenen. Vor allem der Titularbischof Franz Sales Obernosterer – Konvertit und ehemals gut dotierter Oetker-Mitarbeiter in Bielefeld, jetzt Kardinalsanwärter und „einer der Mesner des Heiligen Vaters, mit dem Recht, den Papst zu wecken, mit freiem Zugang zu den päpstlichen Kleiderkammern“ (HSL, S. 74), – nimmt sich (buchstäblich) wärmstens des jungen Priester-Seminaristen an. Will der Jugendliche, wie in *Feuerland* erzählt, Mao Tse-tung bekehren, so träumen der „String-Tanga“-Unterwäsche tragende Monsignore Obernosterer, der manchmal „so schlagartig geil war, daß er in diesem Zustand das Schlüsselloch ausgeleckt hätte, hinter dem sich das Leben vor ihm verbarg“ (HSL, S. 90), und sein Lieblings-Schüler im Feinschmeckerlokal „L'eau vive“ von der Entführung der englischen Königin, um sie zur Aufgabe des päpstlichen Titels „Defensor fidei“ zu zwingen. Noch vor seiner Ausführung mißlingt das Bekehrungs-Unternehmen genauso wie das römische Intermezzo des Erzählers insgesamt, denn eine frühere Ohnmacht als Messdiener, aus Sauerstoffmangel in der kleinen Dorfkirche, legt der Arzt bei der Abschlussuntersuchung als Epilepsie aus.

Nach Deutschland zurückgekehrt, fristet der gescheiterte Theologe als Grabredner in Freiburg sein Dasein und muss an seinem 40. Geburtstag vom Dachboden aus gar noch die Versteigerung des Hofes, den Verlust der Heimat, mit ansehen. Mit Stifter, einem „Selbstmörder als Lebenshilfe“ und „seiner Nachsommerwelt als Trost“ (HSL, S. 151), findet seine „zweite Gegenwart“ ihr vorläufiges Ende.

Doch auf das Schwackenreuter Triptychon folgen weitere Passionsgeschichten, in denen nicht zuletzt Komik als Erbarmen, als „Seziermesser *und* Schmerzmittel“, wie es in Stadlers Dankrede zum Büchnerpreis heißt, in einem angesetzt werden, um die Bedingung der Möglichkeit zu schaffen, im Sichtbaren das Nicht-Sichtbare, im Wirklichen die Transzendenz des immerhin Möglichen zu transportieren.

Einen anderen, weit schärferen Tenor schlägt Stadler in seinem Roman „Salvatore“, 2008 erschienen, an. Ihn kann ich nur knapp vorstellen.

Oliver Jungen, der Stadler als „jüngsten Evangelisten“ bezeichnet, schreibt in der FAZ (27.2.2008) unter anderem:

„Bei aller Revolutionsrhetorik ist das Buch vor allem ein Trostbuch, in seiner christologischen Sehnsuchtsprosa so pur, dass es verstört. Ein Leichtes, wie gesagt, diesen Roman abzulehnen. [...] Man könnte pathologisieren, Stadlers Depressionsprosa trete in eine manische Phase ein. Man darf aber auch einmal denken [...]: mutig, dass jemand heute noch so etwas (Unverkäufliches?) wagt und sogar seine größte Stärke, den Humor, opfert, weil ihm die Sache dafür zu wichtig ist.“¹⁵

Und in der Tat, „Salvatore“ ist von einem bis dahin nie gekannten Furor geprägt, der sich etwa so liest:

„In den Evangelien haben wir die Partitur der Hoffnung des Menschen, dass es nicht aus ist mit ihm. Und zwar wortwörtlich, Wort um Wort. Und gerade im Matthäusevangelium, das einem wie Pier Paolo Pasolini derart zu Herzen ging (...) Freilich haben mir – einem Theologiestudenten von 1973 bis 1979 – die sogenannten historisch-kritischen schriftgelehrten Theologen, die Pharisäer und Schriftgelehrten meines Lebens, auch dieses Schlusswort wegerklärt: Das sei gar nicht von Matthäus, und schon gar nicht von Jesus, sondern eine spätere Zufügung von fremder Hand unter dem Namen des Matthäus, also eine Mogelei.

Als könnten wir einfachen Menschen nicht lesen. Als hätten wir keine Vorstellung und keine Imaginationskraft. Als bedürften wir der Erklärungen dieser Wildsau-Theologie. Und der Erkenntnisse von solchen, die mit dem Weltbild der Stiftung Warentest ausgestattet sind.“ (Salvatore, S. 189)

Doch worum geht es in diesem, selbst für Stadler-Kenner, ungewöhnlichen Text? In einer hymnischen Besprechung in der „ZEIT“ fasst Andreas Maier unter dem Titel „Lieber Gott, lies das mal. Arnold Stadler hat ein riskantes, ein furioses Buch ge-

schrieben. Über Jesus, Pasolini und das Leben, das so wehtut“ den Inhalt wie folgt zusammen:

„Ein Mann, konkurs, abgewirtschaftet und auch noch Salvatore heißend, gerät am Himmelfahrtstag, an dem die anderen Vatertag feiern und Bierkästen in Kinderwagen herumschieben, zum ersten Mal seit langer Zeit in einen Gottesdienst und anschließend auch noch in eine Vorführung des Matthäusevangeliums von Pasolini. Er kommt verändert aus dem Film heraus, beseelt und erleuchtet. Man könnte das Buch einen Roman nennen, wenn es nicht nach einem Drittel seinen erzählerischen Ansatz schon ad acta legen würde. Das nächste Drittel des Buchs besteht aus einer Nacherzählung des Pasolini-Films aus Salvatore/Stadler-Perspektive. [...] Dritter Teil: Eine Art Essay über Pasolini und sein Leben und sein Sterben und seine Liebe. Dann folgt noch eine Betrachtung über die gegenwärtige katholische Kirche. Stadler fällt hier völlig von seinem sonstigen Stil ab, lässt jeden Schutz fahren und schreibt Dinge, die im öffentlichen Diskurs sofort zerfetzt werden können.“

Martina Wagner-Egelhaaf hat jüngst in einem DVjs-Aufsatz mit einiger Überzeugung darauf hingewiesen, dass Stadlers „Salvatore“ als Beispiel einer religiös-literarischen Schreibweise gelesen werden kann, die“ einer Poetik des Skandals folgt. Unter Bezugnahme auf das Matthäusevangelium und Pier Paolo Pasolinis Film ‚Il vangelo secondo Matteo‘ konstruiert Stadler ein Konzept skandalöser Autorschaft, das die Unterscheidung zwischen den Instanzen ‚Autor‘, ‚Erzähler‘ und ‚Figur‘ unterläuft, ohne sie dadurch gleichzusetzen.“

Es ist die literarische Sehnsuchtstheologie, die Arnold Stadler mit Ralf Rothmann – und dem eingangs zitierten Navid Kermani¹⁶ – verbindet.

III. Ralf Rothmanns ‚Ineinander von Immanenz und Transzendenz‘

Ralf Rothmann, Jg. 1953, ebenfalls wie Stadler (und auch Mosebach) mit renommierten Preisen ausgezeichnet, wird in unserem Themenkreis verstärkt nach seinem im Jahr 2000 erschienen Gedichtband „Gebet in Ruinen“¹⁷ wahrgenommen, wie Langenhorst feststellt. Gleichwohl gilt cum grano salis Dieter Heimböckels Hinweis, dass der als „Chronist des Ruhrpotts“ zu kurz charakterisierte Autor zwar in der literarischen Öffentlichkeit angekommen, demgegenüber merkwürdigerweise ein „weitgehendes Desinteresse der Literaturwissenschaft“ an seinem Werk zu konstatieren sei. Bekannt geworden ist Rothmann mit seinen Bildungs- und Entwicklungsromanen „Stier“ (1991), „Wäldernacht“ (1994) und „Milch und Kohle“ (2000). „Der mit dem Wilhelm-Raabe-Literaturpreis 2004 ausgezeichnete Roman Junges Licht ist Rothmanns vierter Roman im Milieu der Bergwerke, Hochöfen, Unter-Tage-Arbeiter und vor allem der orientierungssuchenden Jugendlichen“, heißt es in der Verleihungsurkunde.

Unter der Überschrift „Jesus im Ruhrpott“ schreibt Ursula März in der ZEIT über Junges Licht – nach Langenhorst der Schlüsselroman zum Werk Rothmanns¹⁸ u.a. Folgendes:

„Aber es ist nicht nur vom Unterirdischen die Rede, von der Sphäre vollkommener Lichtlosigkeit, sondern auch vom Überirdischen, von der Sphäre, auf die sich unter den Voraussetzungen der Gläubigkeit die Hoffnung richtet, sie führe ins vollkommene Licht. Wer von Rothmann ein wenig mehr gelesen hat, fühlt sich an die Rubrizierungen erinnert, die die Kritik seit geraumer Zeit und zu Recht auf diesen Schriftsteller anwendet: »Metaphysischer Realismus«, »Transzendenz«, »Spiritualität«, »Christlichkeit« oder präziser »Christologie«.“¹⁹

Unter christologischen Vorzeichen liest März das Leben des Ich-Erzählers, des 12-jährigen Julian, gleichsam eine christologische Leidens- und Pubertätsgeschichte. Julian muss Gewalt in der Familie und in der Schule erdulden. Julian ist zudem der Gewalt und den Hänseleien einer Jugendbande ausgesetzt, die sein Kaninchen tötet. Er ist den sexuellen Nachstellungen eines päderastisch veranlagten Vermieters ebenso ausgesetzt wie dem sexuellen Spott seiner Untermieterin, einer frühreifen Lolita, mit der schließlich Julians Vater schläft, während seine Frau mit der Tochter in den Sommerferien ist. Es ist Ursula März zuzustimmen, die von einer Hauptszene des Romans spricht, wenn der Messdiener Julian anstelle seines Vaters beichten möchte:

„Die Beichtszene ist nicht nur motivisch aufschlussreich. Sie ist es auch strukturell. Der Sinn des Beichrituals ist Seelenentlastung, Reinigung. Und verfolgt man den Weg von Rothmanns literarischer Produktion, lässt sich ein kontinuierliches Streben erkennen; das Streben nach jener Verknappung, jener strukturellen Reinheit, ja Askese, die dem Zeichenhaften innewohnt. Man kann die Bewegung vom Bild zum Zeichen ja durchaus als Entledigungs- und Reinigungsprozess auffassen. Im Vergleich zu *Junges Licht* wirken frühere Romane wie *Flieh, mein Freund* geradezu ausgeschmückt und plaudernd. Rothmann ist zwar der Romancier der Wirklichkeitsnähe, dennoch sind der eingesargte Tote im Heck des Bestattungswagens, der Rasierklingschnitt im Arm, die Tierwelt des Romans mit Hund, Hase, Pferd und Vögeln Elemente eines Zeichensystems, das auf einen alles umfassenden Kosmos zielt. Es reicht vom Himmel über die Küche, das Haus, die Straße bis tief unter die Erde. Die Architektur des Romans ist bestimmt von der Senkrechten, die Himmel und Unterwelt verbindet, und der Horizontalen, die sich durch das Stück Ruhrpott zieht, in dem die Geschichte spielt. Beide Linien bilden eines der Urzeichen unseres Denkens, das Kreuz. Aber all das (und darin besteht vielleicht das Geheimnis dieses Schriftstellers) vollzieht sich in aller Stille, unauffällig und dezent. Diese Unauffälligkeit hat einen Grund. Rothmanns Erzählen geht zwar von Bildbeschreibungen aus, aber er lädt sie nicht rhetorisch auf, schmückt sie nicht aus. Er reduziert sie viel-

mehr mit kamerahaften Ausschnitten, unvermittelten Sprüngen, mit Ellipsen. Dem verdankt sein Stil den Zug zur Askese, die Tendenz ins Abstrakte.“²⁰

Religiöse und biblische Spuren finden sich im Werk Rothmanns allenthalben, wenn vielleicht auch nicht in der Deutlichkeit wie bei Arnold Stadler. Für seine Figuren gilt, ohne, dass ich dies an dieser Stelle deutlicher ausführen könnte ein Ausspruch der Romanfigur Wolf aus dem Roman „Feuer brennt nicht“. Der antwortet, nachdem sein Mentor und Freund Richard Sander ihn u.a. mit den Sätzen provoziert: „Religiös, wenn ich so einen Scheiß schon höre! Als ob du nicht wüsstest, was Religionen angerichtet haben in der Welt! Dieser ganze Psycho-Nebel“: „Du hast schon recht, am Ende ist man religiöser als man ahnt.“

Solcher Art religiöser Verlinkungen gibt es in Rothmanns Werk immer wieder, vor allem auch in den Erzählbänden „Ein Winter unter Hirschen“ (2001) und „Rehe am Meer“ (2006), etwa in den Texten „Von Mond zu Mond“ oder „Gethsemane“. Bei Rothmann, so Langenhorst, „wird das aus der Transzendenz in die Immanenz hineinschimmernde Numinose zum Stilprinzip.“²¹

IV. Martin Mosebach oder orthodoxe Form-Frömmigkeit

Ein großer Stilist²², einer der gegen „Formlosigkeit“ anschreibt, ist Martin Mosebach. „Arnold Stadler“, schreibt Anton Thuswaldner in seinem Beitrag „Der Häretiker der Form“²³, gehört jener Menschengruppe an, vor denen uns Martin Mosebach immer schon gewarnt hat. Es geht nicht ordentlich zu bei ihm. Seine Literatur steht nicht unter dem Diktat der Disziplin und der Stringenz.“ Thuswaldner spielt hier auf Mosebachs viel zitiertes Werk „Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind“ an, in der Mosebach „scheinbar fundamentalistische und antimodernistische Thesen“ (KLG-Art.) vertritt. „Jedoch“, schreiben Susanne Kaul und Friedmar Apel in ihrem KLG-Artikel, „sind seine Plädoyers für die Resitution der lateinischen Liturgie als einer Sphäre des ganz Anderen oder für die Geltung verbindlicher Rituale ohne priesterliche Attitüde als ‚Parabeln‘ (Lorenz Jäger) anzusehen, die Differenzen in Raum und Zeit markieren.“ Ohne jetzt an dieser Stelle auf die „Häresie der Formlosigkeit“ (2007) oder seinen Aufsatz „Was ist katholische Literatur“ wieder abgedruckt im Essay-Band „Schöne Literatur“ (2006) eingehen zu können, indem er darauf verweist, dass „Heilige“, das „Heiligkeit“ keine literarische Kategorie sei, sondern eine Evidenz, möchte ich kurz auf Mosebachs Roman „Das Beben“ zu sprechen kom-

men. Denn solcher Art Heiligkeit gewinnt Konturen in diesem viel beachteten Roman aus dem Jahr 2005.

Bei einer Indienreise offenbart sich dem Erzähler die Anbetung der „heiligen Kuh“:

„Ich bin hinfert außerstande, die Heiligkeit der heiligen Kuh irgendwie augenzwinkernd oder überlegen völkerkundlich zu betrachten. Ich habe an der Gestalt der heiligen Kuh so viel Heiligkeit erfahren, wie uns auf Erden überhaupt möglich ist. Zunächst eine konkrete Heiligkeit, keinen abstrakten Begriff, sondern ein großes lebendes Tier, größer als der Mensch und seiner berechnenden, alles zergliedernden Denknatur unzugänglich (...) Seine Heiligkeit ist so fremdartig, wie alles Heilige den Menschen fremd sein muß, sie ist so entrückt, wie die Heiligkeit allem Profanen entrückt zu sein hat, aber sie ist zugleich allgegenwärtig. (S. 117f.) (...) Nur sehr wenig in unserer Welt würde der Gegenwart der heiligen Kuh standhalten. Es liegt im Vermögen der Heiligkeit, durch bloße Anwesenheit die richtige Rangfolge herzustellen oder wiederherzustellen. Dafür darf das Heilige eben nicht zu klein sein. Um Sand im profanen Getriebe zu sein, darf das Heilige kein Sandkorn sein.“ (Beben, S. 119)

Mosebach, so lässt sich dieser Roman lesen, restituiert das Heilige also in einer weiteren Dimension: nämlich als Entzauberung der Gegenwart und seiner Geschichte.

Von Hybris und Häresie war in meinem Vortrag nun mehrfach die Rede, weshalb ich zum Abschluss nun in meinem 5. und letzten Abschnitt ein knappes, thesenartiges Fazit wage, immer mit dem Bewusstsein formuliert, das da heißt: „Die Wahrheit ist symphonisch“.

V. Fazit

Die Literatur unserer Tage verhandelt in vielfacher Weise Fragen des Glaubens, Fragen der Religion und der Transzendenz. Ob „Engel ohne Flügel“²⁴, wie zuletzt in Martin Walsers „Muttersohn“ (im Übrigen tauchen Engel und engelhaftes Wesen in Gegenwartstexten häufige auf: etwa in Mariana Lekys „Die Herrenausstatterin“²⁵, in „Zielinski“ von Nina Jäckle²⁶ oder auch in Silvia Bovenschens „Wie geht es Georg Laub?“) oder ob als Einbruch des Numinosen, dem Durchscheinen der Transzendenz in der Immanenz: Immer wieder wird in aktuellen Texten wird die Schönheit des konkreten Himmels immer wieder umschrieben oder um-geschrieben. Eben wie Arnold Stadler in seinem „Träumen vom Fliegen“ – wie eingangs zitiert – festhält: „Der Himmel als das Ewige: das örtlich und zeitlich ganz andere. Das Gegenteil von hier.“ Und doch ist die Gegenwartsliteratur überaus welthaltig, wenn sie „die Spuren, die ins Unsichtbar-Andere unserer scheinbar so geschlossenen, in ihren eigenen pluralen Möglichkeiten kreisenden Lebenswelt führen“²⁷, folgt.

¹ „Im ‚Feld der Macht‘ bzw. der für Skandale empfänglichen Öffentlichkeit wird (literarische) Frömmigkeit offensichtlich nicht registriert, geschweige denn als anstößig empfunden“, bemerkt Martina Wagner-Egelhaaf jüngst in ihrem Aufsatz über Stadlers „Salvatore“. In DVjs ersch.; hier zit. nach Ms.

² In Stadlers zweiten Roman „Feuerland“ heißt es u.a.: „Richtig gelacht wurde aber erst, als zum ersten Mal das Wort *ficken* fiel. Ein aufgekratztes, Empörung spielendes Gelächter auf der Frauenseite, kaum daß das erste Glas getrunken und dieses Wort aus irgendeinem Mund herausgeflutscht war. (...) Sie lachte bei *ficken*. Hatte sie niemals eine Erscheinung gehabt, hatte sie nie gesehen, daß dabei die Nacht nicht mehr so dunkel war? Und ich? Warum lachte ich nicht? Eine Erscheinung ...Niemals hatte die Madonna gelacht, wo immer sie erschien. Und Jesus selbst, damals noch meine letzte Instanz, hatte man nie lachen sehen. In der ganzen Bibel stand davon kein Wort. Und so hatte es mir auf dem Fest den Atem verschlagen, als ich sah, daß sie das Gegenteil davon taten: sie lachten, als sie das Wort *ficken* hörten.“ (F, S. 53f.)

³ Vgl. hierzu auch Arnold Stadler: Johann Peter Hebel, Die Vergänglichkeit. Stuttgart, Berlin: Mayer 1997.

⁴ Insofern verwundert es nicht, wenn Literatur und Religion – in einer wie auch immer näher zu bestimmenden Verbindung – wissenschaftlich zunehmend eine größere Rolle spielen.

⁵ In die Reihe ließen sich in der Tat viele renommierte Autoren und Autorinnen der Gegenwart stellen. Unter anderem auch Sibylle Lewitscharoff, wie Mosebach und Stadler nicht nur Büchner-, sondern auch Kleist-Preisträgerin. Kermani wird in einer Pressemitteilung der Mercator-Stiftung u.a. zitiert: „Sibylle Lewitscharoff und Martin Mosebach geben der deutschen Literatur etwas von jener Welthaltigkeit, jener Außenwahrnehmung und auch metaphysischen Grundierung zurück, die bis zum Zweiten Weltkrieg charakteristisch für sie war. (...) Die beiden gehören zu den Gegenwartsautoren, die mir persönlich besonders viel bedeuten. Gespräche mit ihnen sind stets kurzweilig und lehrsam, ebenso stringent wie sprunghaft.“

⁶ Vgl. Hermann Weber: ‚Ungläubig und fromm‘. Arnold Stadlers katholische Intellektualität. In: Hans-Rüdiger Schwab (Hrsg.): Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhundert, Kevelar 2009, S. 707-723; hier S. 713. Zu meinen Ausführungen zu Stadler vgl. auch meinen Beitrag: Glaube, Hoffnung, Erinnerung. Anmerkungen zu Komik und Transzendenz im Werk Arnold Stadlers. In: Pia Reinacher (Hrsg.): „Als wäre er ein anderer gewesen“. Zum Werk von Arnold Stadler., Frankfurt a. M. 2009, S. 69-80.

⁷ In der mit „Tohuwabohu“ überschriebenen Einleitung von „Tohuwabohu. Heiliges und Profanes, gelesen und wiedergelesen von Arnold Stadler nach dem 11. September 2001 und darüber hinaus, Köln 2002, S. 15f.: „Was ich mir hier vorstellen soll, mag ich mir jedoch nicht einmal ausdenken und kann es auch gar nicht: there’s no heaven, above us only sky – ein Himmel, der aus Wolken und Blau besteht, und nichts dahinter. Das ist eine grauenhafte Imagination, eine verfehlte Sehnsucht; jedoch wäre diese Vorstellung eine Handlungsvorgabe für Politiker, und alle, die etwas zu sagen haben, der Erde zuliebe.“

⁸ Vgl. Martin Krumbholz: Ein Dichter, fromm und renitent. Ein Besuch bei dem Schriftsteller Arnold Stadler. In: Neue Züricher Zeitung, 4. Januar 2002.

⁹ Vgl.: Das Gewissen entscheidet. Dichten und Glauben. Ein Gespräch mit Arnold Stadler, Ehrendoktor der FU. In: Der Tagespiegel vom 11.12.2006.

¹⁰ Im ersten Korintherbrief, dessen Trias „Glaube, Hoffnung, Liebe“ Stadler in seinem Werk immer wieder umschreibt (vgl. Knittel wie Anm. 4 sowie auch generell meinen KLG-Art. über Stadler), spricht Paulus auch von der „Torheit des Kreuzes“: Christus habe sich durch seine Selbsterniedrigung am Kreuz in den Augen der Menschen zum Gespött gemacht; der Schmerzensmann als Witzfigur, wie etwa auch der Einsiedler in *Feuerland*: „Wußte der Herz-Jesu-Missionar denn nicht, daß diese beleuchteten Herzen hier unten in Argentinien alles bedeuteten? Er hatte mit allem aufgehört, sogar mit dem Lesen und mit dem Gebet und mit der Heiligen Schrift, um sich ganz seinem Gott offenzuhalten. Manchmal wurde er nachts von einem Lastwagenfahrer geweckt, der die Herzen miteinander verwechselte. Er öffnete aber nicht.“ (F, S. 63) Und nur wenig später ist von paulinischer Kreuzestheologie mit Blick auf die Indios die Rede: „Das Kreuz bedeutete für alle den sicheren Tod, auch für den Tod selbst, der durch das Kreuz für immer besiegt sein würde, wie damals mein fester Glaube war. *Tod, wo ist dein Stachel?*“ (F, S. 64).

¹¹ Vgl. hierzu meinen Beitrag: „Glaube, Hoffnung, Erinnerung“. (wie Anm. 6; hier Anm. 17, S. 79). Auf Hartwig und Weber hat auch jüngst Martina Wagner-Egelhaaf (Münster), der ich für die Zusendung ihres DVjs-Aufsatzes „Autorschaft als Skandal. Matthäus – Pasolini – Stadler“ hingewiesen.

¹² Auch im Falle Arnold Stadlers hat sich Martin Walser, wie so oft, gleichsam als wahrer „Seel-Sorger der Seinen“ (vgl. hierzu meine Besprechung von Walsers Essays über Andreas Beck unter dem Titel: „Seel-Sorger“ der Seinen“, in: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=10312) erwiesen und nachdrücklich auf den Erzähler Arnold Stadler aufmerksam gemacht. Vgl. Martin Walser: Das

Trotzdemschöne. Der Erzähler Arnold Stadler und seine Prosatrilogie, in: Der Spiegel Nr. 31/1994, vom 1.8.1994; S. 148-150. Walsers pointierte Aussagen dürften den meisten Stadler Leserinnen und Lesern bekannt sein und brauchen deshalb hier im Einzelnen nicht wiederholt zu werden.

¹³ Litaneiartig werden im viel kürzeren, zweiten Teil von *Ich war einmal*, „Zukunft“ überschrieben, dem zugleich ein adaptiertes Zitat aus den von Stadler übertragenen Psalmen vorangestellt ist, wenn es heißt: „In deinem Licht / sehe ich das Licht“ (vgl. Ps 36,10 in der Stadlerschen Übertragung: „In deinem Licht sehen wir: das Licht“), „Große Namen“ 'hergebenet' (vgl. ICH, S. 148f.)

¹⁴ Überhaupt ist Arnold Stadler – im besten Sinne des Wortes – ein Meister der Selbstzitation, einer der sprachlich den Dingen umschreibend und um-schreibend auf den Grund gehen will. Angefangen vom ersten Gedichtband *Kein Herz und keine Seele* bis zum jüngsten Roman *Komm, gehen wir*, durchzieht ein Netz von Querverbindungen das bisherige Œuvre Stadlers. So lässt sich, wenn ich es richtig sehe, *Komm, gehen wir* beispielsweise nicht nur als eine Fort- und Umschreibung vor allem des *Schrotthändlers* lesen, sondern *Komm, gehen wir* ist (vgl. etwa S. 79) auch seine Fort- und Umschreibung von *Salvatore* und letztere wiederum dürfte im Essay *Das Evangelium nach Matthäus nach Pasolini* (in: *Manuskripte. Zeitschrift für Literatur*. (45. Jg., H.171, April 2006, S. 28-34) sowie auch im *Haifisch meines Lebens* (in NZZ Folio 4/1999, bzw. in: *Erbarmen mit dem Seziermesser. Über Literatur, Menschen und Orte*. Mit einem Nachwort von Peter Hamm. Köln: DuMont 2000, S. 128-137) – wurzeln. Überdies verweist Stadler selbst immer wieder explizit auf seine Werke, etwa im *Haifisch* auf *Meine Hund, meine Sau, mein Leben* und implizit sind andere Texte ebenfalls anzitiert, etwa im *Haifisch* auch *Feuerland* mit dem Kapitel „Wie der Haifisch der Stellvertreter Gottes zu Wasser war“ (F, 33-41).

¹⁵ Vgl. Oliver Jungen: „Arnold Stadlers ‚Salvatore‘. Weh dir, Fischbach am Bodensee!“, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. 22. 2008 (<http://www.faz.net/s/Rub48A3E114E72543C4938ADBB2DCEE2108/Doc~E10D4A33F091F4D00965A8963A26C6B72~ATpl~Ecommon~Scontent.html>) (10.03.2012)

¹⁶ Wagner-Egelhaaf stellt fest: „Bemerkenswerterweise hat sich auch Navid Kermani zum Zeitpunkt des Erscheinens von Stadlers *Salvatore* mit Caravaggios „Die Berufung des heiligen Matthäus“ befasst. In einem Artikel vom 29. November 2008 in der *Neuen Züricher Zeitung* spricht er vom Wunder, das die Berufung des Zöllners darstellt, von der „Erscheinung des Himmlischen für die Irdischen“. Das Wunder besteht darin, dass Matthäus dem Ruf Christi ohne Wenn und Aber folgt und damit von einer Minute auf die andere sein altes Leben aufgibt, um ein neues Leben zu führen. Kermani verbindet das biblische Wunder, wie Stadler, mit dem Motiv der Sehnsucht und bezieht es gleichfalls auf seine Rolle als Autor in einer Welt, in der sich solche Wunder nicht mehr ereignen: „Der Finger könnte auf jeden zeigen, immer. Die Tür hinter mir könnte aufgehen und der in der Tür steht, mein Leben zersprengen, das Sehnsuchtsmotiv der deutschen Romantik: Nichtsahnend ging ich aus dem Haus, als plötzlich..., nur dass meine Aufgabe darin besteht zu beschreiben, dass nichts plötzlich passiert, nichts die Realität mehr erweitert ausser in Büchern, auf Bildern.“ Navid Kermani, „Es könnte jeder sein – Caravaggios ‚Die Berufung des heiligen Matthäus‘“, *Neue Züricher Zeitung*, 29. November 2008.

¹⁷ Auch seine Gedankenlyrik endet in unserem Tagungsthema. So endet die letzte Strophe von „Psalm Meier“: Lobe den Herrn. Lies die verblichene Schrift./ Sieh, wie schön du wirst über den Zeilen, ein Freund / der Lieder. Rufe ihn, meine Seele, ruf ihn jetzt. / In jedem „Wo bist du?“ sind hundert / „Hier“.

¹⁸ Vgl. Langenhorst: Ich gönne mir das Wort Gott. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur. Freiburg 2009, S. 109. Vgl. hierzu auch meine Besprechung „Ich gönne mir das Wort Gott“ Georg Langenhorst beleuchtet mit seinem Buch die beeindruckende Vielfalt literarischer Gottesrede in der Gegenwartsliteratur in *Literaturkritik* unter: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14520

¹⁹ Vgl. Ursula März: Jesus im Ruhrpott.

»Junges Licht«: Ralf Rothmann hat wieder einen schönen und bedeutsamen, einen intelligenten und menschlichen Roman geschrieben: <http://www.zeit.de/2004/39/L-Rothmann> (letzter Zugriff 11.3.2012).

²⁰ Ebd.

²¹ Langenhorst: „... am Ende religiöser, als man ahnt ...“. Religion und Konfession im Werk Ralf Rothmanns. MS (mittlerweile ersch. im Jb. der Walter-Hasenclever-Gesellschaft“.

²² Michael Maar schreibt in der FAZ am 22.10.2005 unter dem Titel: König, Dame, Kuh“ zu Mosebachs Roman „Das Beben“: „Seine Prosa, frei von Jargon, farbig funkelnd, klangschön, wissensprall und voller Witz, schreibt ihm heute niemand nach. Um den Zeitgeist hat er sich nie geschert, aber daß Mosebachs Zeit kommen wird, ist eine so wenig gewagte Prophezeiung wie die, daß in der Kirche irgendwann ein Amen fällt.“ (<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/martin-mosebachs-roman-das-beben-koenig-dame-und-kuh-1282709.html>; letzter Zugriff 11.03.2012)

²³ In Pia Reinacher´(Hrsg.): „als wäre er ein anderer gewesen“. Zum Werk von Arnold Stadler (wie Anm. 6); S. 37-52., hier S. 48.

²⁴ Siehe hierzu meinen Buchmesse-Beitrag in „Kreutzer“ im Druck.

²⁵ Siehe hierzu auch meine Besprechung, die in Literaturkritik.de erscheint.

²⁶ Vgl. auch meine Besprechung in [literaturkritik.de](http://www.literaturkritik.de) (http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=15767)

²⁷ Vgl. Hermann Weber: Katholizismus und Glaube im Werk Arnold Stadlers. In: Stimmen der Zeit 222, S. 760-770; hier S. 770.